

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER





Christoph Ransmayr verwandelt Erinnerungen in Erzählungen und bedankt sich mit diesen Geschichten für die Auszeichnungen nach seinem großen Erfolg »Cox oder Der Lauf der Zeit«. Wir erleben den Schriftsteller in drei Reden sehr persönlich, fast privat. Zugleich bezieht er vehement Stellung gegen Barbarei, Populismus und Ignoranz. In »Arznei gegen die Sterblichkeit« fügt er seiner Reihe »Unterwegs nach Babylon«, nach der Bildergeschichte, der Tirade, dem Duett und vielen anderen, die Danksagung als eine weitere Spielform des Erzählens hinzu.

Im vorliegenden Band schlägt ein Junge den Fußball aus dem Morast eines Spielfeldes und schießt ein fatales Eigentor. Ein Mädchen im gelben Kleid schleppt einen schweren Wasserkanister durch eine afrikanische Einöde. Ein Vater kämpft verzweifelt um die Wiederherstellung seiner Ehre.



Christoph Ransmayr

*Arznei gegen die Sterblichkeit*

*Drei Geschichten  
zum Dank*

S. Fischer



Erschienen bei S. FISCHER

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Gundula Hißmann und  
Andreas Heilmann, Hamburg

Umschlagabbildung: Shutterstock

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397478-2

Arznei gegen die Sterblichkeit 9

Mädchen im gelben Kleid 15

Eine Zierde für den Verein 33

An der Bahre eines freien Mannes 45





## *Arznei gegen die Sterblichkeit*

Versuchen wir das Unmögliche und versetzen uns in einen mehr als eine Million Jahre zurückliegenden spätherbstlichen Nachmittag der Altsteinzeit im südafrikanischen Bergland. Im Schatten einer Felswand, so hoch, daß wir den Kopf in den Nacken legen müssen, wenn wir dem Flug der über die Abbruchkante dieser Wand hinaussegelnden Wolken folgen wollen, glosen die Reste eines unter weißer Asche begrabenen Feuers. Erst in der abendlichen Kühle nach Sonnenuntergang, frühestens aber zur sehnlich erwarteten Rückkehr der Antilopenjäger, soll das Feuer wieder entfacht werden.

Vor der Feuerstelle sitzt ein halbnackter, von Narben übersäter Mann, umringt von Frauen und Kindern, und erzählt, was den vor drei Tagen aufgebrochenen Jägern möglicherweise widerfahren ist, was sie getan, erlebt, gesehen haben – möglicherweise, denn die Erzählungen des Narbenmannes, das wissen seine Zuhörer längst, führen nicht bloß in die Labyrinth der Wirklichkeit, sondern immer auch in das bloß Mögliche, in die Vergangenheit wie in die Zukunft. Denn was ist, ist niemals alles.

Zwei der Frauen, die sich ihm jetzt wieder zuwenden, haben Gazellen und Springböcke mit Kohle an einige von Wasser, Sand und Wind glattgeschliffene Flächen der Felswand gezeichnet – wie von Kometenschweiften gehörnte Strichwespen –, um die Seelen und den Zorn der mit Keulen und Speeren getöteten Beute zu bannen und sie davon abzuhalten, den Clan heimzusuchen.

Der Erzähler weiß, wovon er spricht. Noch vor wenigen Jahren hatte er die Täler und ferne Savannen noch selber mit den Jägern durchstreift, aber seit er bei der Verfolgung einer Antilope in eine von dornigem Gestrüpp überwucherte Felsspalte gestürzt ist und sich dabei beide Beine mehrmals gebrochen hat, ist ihm nur noch die Verwandlung von allem, was war und geschah, in Laute, in Worte geblieben. Er begann, zu erzählen. So konnte er für den Clan, der ihn auch nach seinem von bösen Vorzeichen angekündigten Unglück nicht verstieß, nützlich bleiben. Denn daß er vor seinem Sturz für Nahrung und Kleidung gesorgt, eine Höhle bewohnbar gemacht, Feuersteine geschlagen, Nachwuchs großgezogen und das Tal gegen die Gier fremder Horden verteidigt hat, hätte nicht ausgereicht, um ihm auch als Krüppel Schutz, Kleidung und Nahrung zu bieten.

Das einzige Tauschmittel, mit dem er nun für menschliche Gesellschaft bezahlen kann, ist der Brückenschlag von den Dingen und Gestalten des Lebens über den Abgrund der Sprachlosigkeit hinweg in das

Reich der Laute, des Flüsterns, des Schreiens und der Worte. Ein kostbarer Gegenwert, ermöglicht er damit doch jedem, der den in seinen Geschichten ausgelegten Fäden folgen will, sich nicht nur über seinen gegenwärtigen Ort, sondern selbst über den unbe-siegbaren, alles vernichtenden Lauf der Zeit zu erheben und sich an vergangenen oder zukünftigen Schauplätzen des Daseins umzusehen, in den Kulissen der Vorstellungskraft, in denen er leibhaftig niemals war und niemals sein wird.

Arznei gegen das Zugrundegehen, Kraut gegen die Sterblichkeit hat eine der Frauen, deren Fingernägel rissig und schwarz vom Kohlenstaub sind, mit dem sie flüchtende Antilopen auf dem Fels erscheinen ließ, die Erzählungen des Narbenmannes genannt – eine Arznei wirksamer als Distelsamen und weiße Tonerde gegen die Fieberglut und wirksamer selbst als die blutstillenden Tropfsteine aus den Höhlen des Winterquartiers. Denn wer in eine Erzählung aufgenommen wurde, der konnte selbst dann noch jagen, lieben, lachen oder kämpfen, wenn Käfer, Würmer und Aasvögel seine Knochen längst von allem Fleisch befreit hatten oder sein gebleichter Schädel von einem aus dem Dickicht hervorgebrochenen Feind zu den Splittern einer Regenrassel zerschlagen worden war. Wer vom Narbenmann ins Reich der Vorstellung geführt wurde, der durfte von Generation zu Generation in die Vergangenheit und in die Zukunft wandern und in einem Nest, in dem ansonsten nur in Baumharz

eingeschlossene Insekten, Steine oder zu Stein gewordene Schnecken überdauerten, gewiß nicht für immer bleiben, aber zumindest länger als jedes atmende Wesen. Und er war dort weder von Keulen noch von Speeren oder Stoßzähnen zu verwunden.

Versuchen wir also das Unmögliche und versetzen uns an einen leicht bewölkten frühherbstlichen Nachmittag des einundzwanzigsten Jahrhunderts und dort in den festlich erleuchteten Saal eines barocken Rathauses irgendwo in der Mitte des europäischen Kontinents. Der unter vergoldetem Stuck schimmernde Saal faßt, sagen wir, etwa dreihundert Menschen und ist zwar nicht bis auf den letzten Platz, aber doch gut gefüllt. Die von kaum hörbaren Ventilatoren bewegte Luft hat in manchen ihrer Wirbel den Duft parfümierter Frauen in Abendkleidern angenommen, und auf einer mit weißen Lilienbuketts geschmückten Bühne macht sich neben einem Rednerpult ein ganz in Schwarz gekleidetes Kammerensemble bereit, den berühmten und vielbeweinten zweiten Satz des Schubert-Streichquintetts in C-Dur, der vielen Zuhörern bereits bei der Lektüre des Programms im Ohr zu klingen begann, aufzuführen. Der Komponist hat diese Musik nie gehört. Er starb nur zwei Monate nach der Niederschrift seines Quintetts, aber heute soll sein Werk noch einmal daran erinnern, daß ein Klang, ein Wort oder eine bloße Strichzeichnung seinen Schöpfer für Jahrhunderte überdauern kann. Der wieder und wie-

der zu Herzen gehende, für feierliche Anlässe wie diesen wie geschaffene zweite Satz wird heute zwei Ansprachen, eine Lobrede und eine Dankesrede sowohl voneinander trennen als auch miteinander verbinden. Schubert!, flüstert eine mit Zuchtperlen geschmückte Dame in der ersten Reihe einer ähnlich dekorierten Sitznachbarin seufzend zu, ach, Schubert!

Der Lobredner hat soeben seinen Platz wieder eingenommen und ist noch zu aufgewühlt von der mit seinem Auftritt verbundenen Nervosität, um sich den einsetzenden tieftraurigen Klängen hinzugeben. Aber er hält die Augen geschlossen, um zu zeigen, daß er doch ganz im Inneren der Musik ist. Ein in seiner Rede für Romane oder Dramen oder Gedichte oder Kurzgeschichten hochgelobter Erzähler zwei Plätze links von ihm – einige Zuhörer haben schon wieder vergessen, welchem literarischen Verdienst die preisenden Worte galten – wird nach dem Verklingen der Musik einen Preis, der nach einem vor vierhundert Jahren verstorbenen Dichter benannt ist, entgegennehmen – eine Urkunde, eine versilberte Medaille im blauen Samtetui, vor allem aber einen Scheck, der, so erinnert sich der Hochgelobte an den ersten Augenblick der Benachrichtigung von seinem Glück, bedauerlicherweise nicht über eine etwas höhere Summe ausgestellt worden war. Die Auflagen sind schließlich nicht mehr, was sie einmal waren.

Der Hochgelobte sitzt in der von den Randgängen exakt abgezählten Mitte der ersten Reihe auf dem

Ehrenplatz neben dem Bürgermeister, an dessen Brust die Kette seines Amtes glänzt. Der Hochgelobte ist von Narben übersät, trägt nur ein Fell um die Hüften und stützt seine Hände auf eine Keule, an der schwarze Tränen zu sehen sind; getrocknetes Blut? Seine Augen sind weit offen und starr wie auf eine Beute auf einen der beiden Cellisten gerichtet. Er atmet flach, kaum merkbar, ein Jäger.

Was immer er zum Dank sagen wird, jeder Satz, selbst die Formel *Sehr geehrte Damen und Herren* steht unverrückbar wie eine Felszeichnung in jenem einmal gefalteten Manuskript, das auf seinen haarigen Knien bereitliegt. Als er sich vorbeugt, um einen gelösten Riemen an seinen aus Gras geflochtenen Schuhen festzuziehen, sieht die Perlendame neben ihm, es ist die Frau des Bürgermeisters, den gebleichten Unterkiefer einer Antilope an einem von Fellresten borstigen Lederband um seinen Hals baumeln.

Als Schuberts magische Musik von E-Dur bis zu f-Moll, über Tremoli, Crescendi, Doppelgriffe und schneidende Synkopen, dann nahezu bewegungslos kadenzierend wieder nach E-Dur zurückgleitet und schließlich in einer kurzen, atemlosen Stille vor dem Applaus erlöscht, erhebt sich Narbenmann, schreitet langsam, sehr langsam – die Schmerzen an den schlecht verheilten Knochenbrüchen kündigen einen Wetterwechsel an – die sieben Stufen zum Rednerpult hoch und beginnt lächelnd, aber ohne die geringste Verbeugung zu sprechen.

## *Mädchen im gelben Kleid*

Es war an einem gewittrigen, aber noch windstillen Januartag, an dem ich ein barfüßiges Mädchen von sechs, vielleicht sieben Jahren in einem löwenzahngelben, in streifige Fetzen gerissenen Kleid auf einer von Schlaglöchern durchschossenen Landstraße im Gebiet der ostafrikanischen Virunga-Vulkane sah. Das Mädchen schleppte einen großen Wasserkanister, der offensichtlich so schwer war, daß die Kleine ihn nur mit beiden Händen und zwischen ihren dürren Beinen pendelnd Schritt für Schritt voranbringen konnte. Auch wenn sie manchmal versuchte, den Schwung der Pendelbewegung ihrer Last für den nächsten Schritt zu nützen, mußte sie das Gewicht nach wenigen Metern doch immer wieder abstellen, mußte Atem schöpfen, um den Kanister dann mit einem Seufzer wiederaufzunehmen. Trotzdem hob sie in einer dieser Atempausen den Kopf und winkte einer kleinen, im Schatten einer staubigen Akazie mit einer Reifenpanne beschäftigten Gruppe auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu und lächelte. Winkte uns zu. Uns Europäern. Uns Weißen.

Ich war in diesen Januarwochen gemeinsam mit



meiner Frau und Freunden aus Südtirol in einem überladenen Geländewagen in der Grenzregion zwischen Uganda, Ruanda und dem Kongo unterwegs, um einige weit in den Regen- und Nebelwäldern des Ruwenzori-Gebirges verstreute Berggorillaclans zu beobachten. Eine ruandische Primatenforscherin hatte uns diesen Weg ins Gebirge ermöglicht und wollte uns führen. Die Mitglieder *ihrer* Gorillaclans waren durch jahrzehntelange Bemühungen von Zoologen und Verhaltensforscherinnen wie etwa der Kalifornierin Dian Fossey durchaus nicht gezähmt, durchaus nicht domestiziert, aber doch in einem Ausmaß an das gelegentliche Erscheinen von Menschen gewöhnt worden, daß von der Wildnis und den Dramen der Tierwelt gebannte Afrikareisende wie wir sich ihnen im günstigsten Fall bis auf eine Armlänge nähern konnten, ohne dabei wesentlich mehr zu riskieren als ein Mensch, der ein Pferd oder einen Jagdhund streicheln will.

Gefährlicher, viel gefährlicher als ein etwa zweihundert Kilogramm schwerer Gorilla, der seinen Clan als *Silberrücken* führte und beschützte, waren auch in diesen Januartagen und wie immer die Menschen: Wilderer im Sold reicher Trophäensammler, Straßenbauer oder Landerschließer, denen der Urwald entweder eine bloße Tropenholzreserve war, exotischer Baugrund für Hotels und Resorts oder einfach ein Hindernis, das aus dem Weg gesägt, gebrannt oder gesprengt werden mußte. Wie vor ihr und nach ihr

noch andere Freunde der Gorillas war auch Dian Fossey solchen Herren der Wildnis unter nie geklärten Umständen zum Opfer gefallen: Sie wurde mit eingeschlagenem Schädel vor ihrer Hütte in jener Hochwaldregion gefunden, die wir in den kommenden Tagen durchwandern wollten.

Das Mädchen im gelben Kleid schien seinen Kanister trotz des quälenden Gewichts in die Unendlichkeit schleppen zu wollen: Die Straße durchschnitt im aufkommenden Wind wogende Papyrusfelder wie in alttestamentarischen Tagen vielleicht der Fluchtweg der Israeliten das Rote Meer, das sich zur Linken und Rechten der ins Gelobte Land Ziehenden zu Wassermauern erhob. Der ferne Horizont war von dunklem Urwald gezähnt, dahinter lag ein von zahllosen Seen schimmerndes Hochland, aus dem wir an diesem Morgen aufgebrochen waren. Wir hatten auf diesem Abschnitt unserer Route und bis das Hinterrad mit einem Knall alle Luft verlor und unser Gefährt ins Schleudern geriet, keine Dörfer gesehen, nur vereinzelte, mit Stroh oder Wellblech gedeckte Hütten, auch keine Strommasten. Eine Abzweigung, die zu irgendeinem Ziel des Mädchens führen mußte, war uns offensichtlich entgangen. Oder schleppte die Wasserträgerin ihre übergroße Last tatsächlich in die Unendlichkeit?

Neben dem von Wolkenbrüchen unterspülten Straßenrand, von dem sich jetzt aber nur Staubfahnen erhoben und gleich wieder hinlegten, verlief – als ein-

drucksvollstes Zeichen zivilisatorischer Bemühungen in dieser dürren Verlassenheit – ein mindestens fünfzehn, vielleicht zwanzig Zoll starkes Wasserrohr in die hitzeflirrende Weite, in der sich diese Leitung, durch die ganze Seen oder Flüsse dahinrauschen mußten, schließlich fadendünn im Papyrus verlor.

Solche Rohrsysteme, soviel hatten wir schon in den ersten Tagen unserer Fahrt durch Uganda und Ruanda gesehen, führten auf französische, englische oder amerikanische Ananas-, Kakao-, Kaffee- oder Teeplantagen oder die im Wind nickenden Tulpenfelder holländischer Blumenzüchter, aber niemals in die Dörfer der Menschen, die sich auf solchen Plantagen und Feldern abmühten. Die holten ihr Wasser von trüben Quellen und schleppten es in Kanistern oder auf dem Kopf balancierten Plastikwannen an Feuerstellen, an denen jeder Schluck gekocht werden mußte, wenn er nicht zur Quelle einer Vielzahl von Krankheiten werden sollte.